

Kompetenzzentren contra Ateliers

Beobachtungen zur Forschungspolitik aus sozialwissenschaftlicher Sicht

Von Wolf Linder*

Mit der zunehmenden Ausbreitung von Internet und Kommunikationstechnologie hat die internationale Vernetzung in der Forschung an Bedeutung gewonnen. Im folgenden Beitrag geht der Autor der Frage nach, wie weit die in Naturwissenschaften und Technik beobachtbaren Netzwerk-Bildungen auch die Geistes- und Sozialwissenschaften prägen. (Red.)

Die akademische Forschung und ihre Universitäten sind gefordert. Die Forschungspolitik verlangt internationale Exzellenz und die Produktion von Wissen, das die Wettbewerbsfähigkeit der Schweiz zu stärken vermag. Als Konsequenz dieser Zielvorgaben werden auch neue Strukturen verlangt. Forschung soll sich vermehrt vernetzen und Kompetenzzentren bilden, die im Wettbewerb der akademischen Reputation herausragen und die besten Forschungs- und Nachwuchskräfte anziehen vermögen. Einen interessanten Beitrag dazu liefert der schweizerische Nationalfonds. Seit acht Jahren fördert er eine Reihe von «Nationalen Forschungsschwerpunkten» (NFS).

Forscher in Netzen zusammenbringen

Dieses Förderprogramm sprengt die herkömmliche Projektforschung in mehrfacher Hinsicht. Herausragende Forscherpersönlichkeiten erhalten die Möglichkeit, gesamt-schweizerische Netzwerke zu bilden und «Themen von strategischer Bedeutung für die Zukunft der schweizerischen Wissenschaft, Wirtschaft und Gesellschaft» in einer längerfristigen, acht- bis zwölfjährigen Strategie vertieft zu erforschen. Dabei werden auch strukturelle Effekte erwartet: Aus den Netzwerken sollen «exzellente, international sichtbare» Schwerpunkte der Forschung an den Hochschulen hervorgehen.

Bei der ersten Ausschreibung des Programms im Jahr 2000 passierte das, was einige Kritiker vorausgesagt hatten: Den Wettbewerb bestanden fast ausschliesslich naturwissenschaftliche Projekte, während die Sozial- und Geisteswissenschaften beinahe leer ausgingen. Ganz offensichtlich entsprach das neue Gefäss der Forschungsförderung weit eher den Arbeitsgewohnheiten der Naturwissenschaften, während die Sozial- und Geisteswissenschaften Mühe mit der geforderten Zentrums- und Netzwerkbildung bekundeten. Sie kritisierten denn auch, dass ihre Forschungslagik ganz andere Biotope erfordere: Nicht Grosszentren, sondern Kleinstrukturen seien ihr angepasst.

Globalisierte Naturwissenschaften

Nicht zuletzt als Reaktion auf diese Kritik wurde die zweite Ausschreibung der NFS 2004 ausschliesslich den Sozial- und Geisteswissenschaften reserviert, so dass diese heute immerhin 7 von den insgesamt 19 laufenden NFS stellen. Damit scheint die «Anschlussfähigkeit» der Geistes- und Sozialwissenschaften an die Vorgaben schweizerischer Forschungspolitik hergestellt. Aber gibt es nicht trotzdem Unterschiede der Forschungskultur, die beachtlich und relevant wären? Und was bedeutet die Ausrichtung an Zentrums- und Netzwerkbildung für die Geistes- und Sozialwissenschaften?

Dem Schreibenden, der als Forschungsrat in den vergangenen acht Jahren Gelegenheit hatte, mehrere NFS sowohl natur- wie sozialwissenschaftlicher Art zu begleiten, bestätigen sich zunächst viele der bekannten Unterschiede. Für die meisten Naturwissenschaften gehören globale Vernetzung und Zentrenbildung zur jahrzehntelangen Tradition. Naturwissenschaftliche Gesetzmässigkeiten kennen weder Kultur- noch Sprachgrenzen; sie können global erforscht, diskutiert und angewandt werden. Ebenso selbstverständlich ist in diesem Bereich Interdisziplinarität im Sinne der Arbeitsteilung. Für die Erforschung komplexer Phänomene mit ihrer teuren Forschungsinfrastruktur werden Teams von den

jeweils besten Spezialisten aus verschiedensten Disziplinen gebildet.

Orientierung an der eigenen Gesellschaft

Auch Grundlagenforschung, wie sie beispielsweise in den NFS der molekularen Lebenswissenschaften oder der Nanowissenschaften betrieben wird, gewinnt ihre Chancen langfristig aus ihrer Bedeutung für die Lösung praktischer Probleme und behält diese darum im Auge. Anders die Geistes- und Sozialwissenschaften. Für die meisten Kulturwissenschaften ist der Bezug zur eigenen Gesellschaft bedeutsamer als globale Reputation. Die geisteswissenschaftliche Methode der Hermeneutik, von der Geschichte, Recht oder Philosophie geprägt sind, ergibt Sinn in spezifischen Sprach- und Kulturräumen.

Zwar gibt es Disziplinen wie die Finanzwissenschaft (im Sinn der Disziplin Finance), die im Rahmen eines NFS innert kurzer Zeit eine internationale beachtete Struktur- und Netzwerkbildung vollzogen hat, allerdings in monodisziplinärer Ausrichtung. Hier zeigt sich ein weiteres Merkmal der Geistes- und Sozialwissenschaften: Ihre gegenseitigen Abgrenzungen sind (noch) stark und stellen inter- oder transdisziplinärer Forschung viele Hindernisse in den Weg.

Diese unterschiedlichen Forschungskulturen – und nicht, wie manchmal behauptet, «Niveauunterschiede» – setzen der Zentrenbildung der Geistes- und Sozialwissenschaften engere Grenzen. Innerhalb dieser Grenzen gibt es allerdings erfreuliche Entwicklungen. So mag es den Anreizen der NFS zu verdanken sein, wenn etwa mit dem Schwerpunkt der «Affective Sciences» in Genf eine interdisziplinäre Kooperation von Psychologie, Philosophie, Ökonomie und weiteren Fachrichtungen angestossen wurde, die international als einzigartig gilt.

Interessen des Heimpublikums

Die Frage bleibt: Wie weit ist es denn überhaupt sinnvoll, die Geistes- und Sozialwissenschaften an jenen Kriterien zu messen und an Strukturbedingungen zu binden, die heute im Zuge auch der

Globalisierung der Wissenschaft gefordert werden? Der Druck auf vermehrte Wettbewerbsfähigkeit, Vernetzung und Zentrumsbildung hat selbstverständlich viel Positives bewirkt. Er wird an den Universitäten weiterhin Anstoss für aussichtsreiche Entwicklungen geben. Es wäre allerdings falsch, die gesamte Geistes- und Sozialwissenschaft nur auf diese Ziele auszurichten. Zunächst bleiben die bereits erwähnten Strukturdefiziten zu den Naturwissenschaften.

Die Erforschung grundlegender gesellschaftswissenschaftlicher Entwicklungen wie der Demokratie, der sozialen Schichtung oder sozialen Integration braucht zwar den internationalen Vergleich, ist aber stets kontextabhängig. Die Beschäftigung mit den spezifischen Kulturleistungen unserer Gesellschaft darf deshalb als Forschungsgegenstand nicht aus der Agenda fallen, auch wenn damit im internationalen Forschungswettbewerb wenig Blumentöpfe zu holen sind.

Die Rolle der Einzelgänger

Des Weiteren sollte die Einzelforschung nicht unterschätzt werden. Nicht alle Ökonomen sind Nobelpreisträger, aber die meisten, die es geworden sind, haben dies eher als Einzelunternehmer denn als Chefs grosser Denkfabriken geschafft. Schliesslich haben Sozial- und Geisteswissenschaften nicht nur eine utilitaristische Aufgabe, sondern stehen in der ambivalenten Funktion der Sinn- oder Ideologieproduktion und der Gesellschaftskritik. Ideologieproduktion geschieht im Mainstream. Wissenschaftlich fundierte Gesellschaftskritik dagegen braucht eigensinnige Forscher, die sich nicht scheuen, ihre Reputation auf Spiel zu setzen, um die Dinge gegen den Strich zu büsten.

Die Schweiz exportiert Maschinen aus internationalen Grossunternehmen und Uhren aus kleinen Ateliers. Sie ist in beiden Zweigen erfolgreich. In ähnlicher Weise sollte die schweizerische Forschungspolitik Sorge dafür tragen, dass neben Forschungszentren und Netzwerken die geistes- und sozialwissenschaftlichen Ateliers nicht verschwinden.

* Wolf Linder ist Professor am Institut für Politikwissenschaft der Universität Bern und Mitglied des Forschungsrats des Schweizerischen Nationalfonds.